

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 28



Tiroler aus dem Sarntale

Franz von Defregger t

EINE NACHT WIE ALLE

VON CARL CONRAD

Jedemal, wenn sie den Rauch durch die Nase ausblies, sah sie ihn an. Dabei legte sie den Kopf etwas zurück, und ihr langes schwarzes Haar hing alles nach hinten. Eogar in dem matten, gelblichen Schcin der kleinen Lampe, die auf dem Nachtschisch stand, sah sie sehr blaß aus.

„Nüde?“ Er sah auf seine Armbanduhr, es war etwas vor Dreiundzwanzig.

„Nein, gar nicht. Es ist nett von dir, daß du Gerry besorgt hast und diese englischen Zigaretten. Sie machen so lebendig.“ Sie lachte.

Er goß ihr noch einen Cherry ein. Sie stand auf und ging zum Schreibtisch hinüber. Es war da ein kleines Photo, ein junges Mädchen mit Etien auf ihm, im Schnee, lachend, und vor ihr auf dem hellen Schnee war der langegezogene Schatten irgend eines Mannes, der etwas Bierediges, vermutlich den Photoapparat, in den Händen hielt, dicht neben seinem Kopf. In der linken Ecke, wo kein Schatten auf dem Schnee war, stand, mit Tinte geschrieben, in einer stillen, zügigen Handschrift: „Parisien, 1934“.

Sie drehte es um. Er sah es, aber er sagte nichts. Sie kam zurück und um den Nachtschisch, und da die Couch, auf der er saß, tief war, schien sie, so von unten hinauf gehen, geßig und schlanker, als sie in Wirklichkeit war. Nun, während sie vor ihm stand, war ihr Gesicht hoch über der Lampe im Dunkeln, aber ihre Gestalt von der Brust an im Lichtschein, die schwarze Seide ihres Kleides hatte scharfe Reflexe. Er griff nach ihrer Hand. Die kleine Uhr tickte plötzlich sehr laut vom Schreibtisch herüber.

„Lange Dienst gehabt heute?“
„Ja, dent nur, es war schon fast acht, als ich nach Hause kam, und dann lag da dein Brief, daß du mich um acht hier erwartest. Und ich war noch nicht umgezogen.“

Draußen freischte eine Tram sehr laut in der Kaverie um das Eckhaus herum.

„Hättest dich gar nicht umziehen brauchen, nur, um hier bei mir zu sein.“

Sie setzte sich neben ihn und legte ihren linken Arm um seine Schultern.

„Aber ich fühl mich nicht wohl bei dir, in meinen alltäglichen Sachen.“

Sie beugte sich vor und drehte ihr Gesicht nach oben. Er lächelte sie.

Wenn sie sich beugte, war es ihnen, als bewegten sich seine eigenen Arme und Beine; sie gehörte nicht weniger zu ihm.

„Willst du eine Mandarine?“

„Danke.“

„Nimm doch eine. Sie erfrischt ein bißchen. Ich hab sie lieber als Drangen. Sie sind nicht sauer und erfrischen doch.“

„Nein, wirklich, ich möchte jetzt keine.“

„Was möchtest du denn?“

„Sie sah ihn an, ihre Augen waren kaum drei Zentimeter von seinen Augen entfernt.“

„Kannst du dir denken“, sagte er, „wie lange ich Mistrauen gegen dich hatte?“

„Hättest du das jemals? Warum?“

Sie zuckten beide zusammen. Draußen, dicht vor dem Haus, schienen die Beemsen eines Autos. Es mußte an allen vier Rädern zugleich gebremst haben.

„Weiß du so nett zu mir warst, obgleich du nichts von mir hattest.“

„Ich habe doch so viel von dir.“

„Er machte einen tiefen Lungenzug und blies den Rauch wieder aus.“

„Komm, häng die Die Decke über“, sagte er und sah dem Rauch nach, die Heizung fängt schon an, kalt zu werden. Sie lassen sie nachts immer halb ausgehen. — Wenn du nur mal jagen wolltest, was du gerne hast. Nächste Woche ist dein Geburtstag. Ich weiß nicht, ob ich dich vorher noch sehen kann.“

Er beobachtete sie.

„Schade“, sagte sie und sah ihn an und lächelte. Ihre Lippen waren breit und weich und spannten sich leicht über den Zähnen. Da, wo sie sich spannten, glänzten sie.

„Was hast du denn nötig?“

„Nichts.“

„Es gibt doch keine Frau, die nichts nötig hat.“

„Ich habe aber nichts nötig.“

Er wollte etwas sagen, sie ließ ihn nicht dazu kommen. Es war ihm ungemessen, auf solche Weise am Reden verhindert zu werden. Wenn man nicht sprach, hörte man wie einen Wasserfall das Brausen der großen Stadt von allen Seiten; es kam durch die Wände, andauernd, ein undefinierbarer Chor. Dann war es erfrischend, nicht alleine zu sein. Wenn man alleine war, fühlte man sich einjämmer als je, wenn das Brausen der Stadt durch die Wände kam.

Schon war es kühler geworden im Zimmer, man spürte es an der Luft beim Atmen. Er lauschte auf seinen Atem, er ging ruhig und langsam, aber ihr Atem war schnell und ungleichmäßig, mit kleinen Unterbrechungen.

„Es ist drei“, sagte er. „Warum bist du so unruhig?“

„Deine Uhr geht falsch.“

„Nein. Du kommst zu spät ins Büro und

füßst dich elend. Dann bist du wütend auf mich.“

„Schrecklich wütend“, sagte sie. „Ich bin gar nicht unruhig. Ich fühl mich fabelhaft. — Du, hör mal, wo liegt eigentlich Parisien?“

„Du glaubst, das ist eine Stadt, was? Nein, es ist eine Etikette. In der Schweiz, bei Davos. Die fabelhafteste Etikette der Welt.“

„Ja“, sagte sie tonlos.

Sie ging zum Schreibtisch hinüber, um auf die andere Uhr zu sehen.

„Tatsächlich, hier ist es auch drei. Verfliegt nochmal. Ich muß gehen. Wenn ich nur einmal nicht zu gehen brauchte.“

„Du sollst auch nicht gehen. Geh doch die Geld und dann nimmst du ein Taxi.“

„Es war doch anders gemeint. — Und außerdem weißt du, ich hab ja mein Rad dabei.“

„Du kannst es hier lassen.“

„Nein, wirklich, ich fahre jetzt lieber mit dem Rad. Der Wind weht einen so am Gesicht vorbei, wenn man rasch fährt.“

„Du bist unermüdlich.“

„Postulant.“

„Nun weiß ich immer noch nicht, was ich dir schenken soll. Ich hab schon alles mögliche überlegt. Ich möchte dir aber auch nichts. Verdrückt schenken, was du nicht gebrauchen kannst. Die Cady macht mich ganz unglücklich. Hör mal, ich würde mich freuen, wenn du die zwanzig Mark hier nimmst und die selber was kaufen magst.“

„Sie drehte sich nach ihm um.“

„Du bist verdrückt“, sagte sie.

„Warum?“

„Das ist viel zu viel. Und außerdem nehm ich kein Geld. Wie kam ich mir dann vor?“

„Erlaube mal, das ist doch Unfijn. Du weißt doch, wie es gemeint ist. Ich stecke so in Arbeit.“

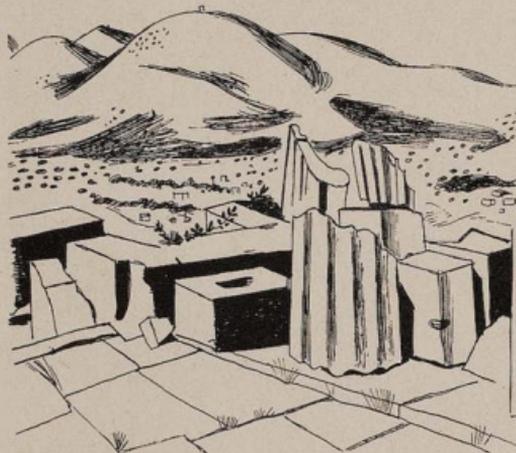
„Also, hör zu. Wenn es dich glücklich macht, dann nimm zwei oder drei Mark und kauf mir eine neue Zigarettenpackung und ein paar von den englischen Zigaretten, die du immer hast, und damit Schluss.“

„Das ist doch zu wenig für Geburtstag.“

„Ich will aber nicht mehr. Geh! War der Abend doch so nett, und nun —“

„Na schön. In Drönung.“

Im Korridor war es noch kälter. Das Rad stand unten im Hausflur an der Kellerterreppe. Sie schaltete das Licht an, es tanzte auf und nieder, während sie das Rad durch den Flur schob.



Akropolis



Richard Seewald

„Vielen Dank für alles. Gute Nacht.“

„Das ist doch Unfuss“, sagte er und fühlte sich beschämt. „Gute Nacht. Auf Wiedersehen!“

Er stand an der Tür und sah ihr nach, wie sie aufstieg. Sie drehte sich noch einmal um, schon im Gehen. Ihr Gesicht war weiß im Schein der Nagenlampen.

„Zu viel im Büro“, dachte er, „sie sollte ein besseres Leben haben.“

Er hob die Hand und winkte ein bißchen, dann schloß er die Tür. Während er die Treppe hinaufging, kreischten draußen schon wieder Bremsen. Es war ein so schüelles Kreischen und gleich darauf eine merkwürdige Stille, auch das übliche Summen der Kleinstadt war verflümmert; sie schien den Atem anzuhalten, oder das furchtbare Getöse hatte seine Ohren für einige Zeit betäubt. Jedenfalls war diese Stille etwas Ungewöhnliches, und vielleicht kam es daher, daß sein Herz stark zu schlagen begann; es platterte sozusagen im Brustkorb herum, als sei es mit seinem Aufenthaltsort nicht mehr zufrieden. Aber dann war das Summen der Stadt wieder da und schlug in unsicheren Wellen über ihn zusammen.

Als er sein Zimmer betrat, fühlte er, wie müde er war. Er drehte das Bild der Kleinfürerin wieder um, betrachtete es, auch seinen Schatten vor ihren Füßen im Schnee, und zuckte die Achseln, viermal schnell hintereinander. Er ging langsam zu seinem Bett hinüber. Er war sehr müde und schlief bald ein. Als er von irgend etwas wach wurde, waren schon helle Streifen in der Jalousie. Er hörte Frauenstimmen im Korridor: „Jemand sagte, er hätte sie hier aus dem Haus kommen gesehen, aber ich sagte ihm, mein guter Mann, Sie irren sich, diese Dame wohnt nicht in unserem Haus. Ich wohne zwanzig Jahre in diesem Haus, mein guter Mann, sagte ich, und ich kenne jeden, der hier wohnt.“

„Daß Sie das alles so mit ansehen konnten!“

„Na, — schön war es gerade nicht. Alles voll Blut. Der Polizist meinte, sie stirbt unterwegs, bevor sie sie noch im Kleinstadt haus haben.“

Die Stimmen entfernten sich, zuletzt war nur noch ein eisiges Geräusch zu hören.

Er lag unbewegt auf dem Rücken und sah zu Decke hinauf, ohne zu blinzeln. Im Nebenzimmer schlug eine Uhr sechsmal, und jedesmal

klang es matter und mehr nach Blech. Er stand langsam auf und ging zum Schreibtisch hinüber. Das Telefon lag kühl in seiner Hand, es war ihm noch nie so fremd und tot und unverbündlich erschienen. Er wählte das Stadtkontorhaus und nannte ihren Namen.

„Ist bei uns nicht bekannt.“

Natürlich war sie bevollmächtigt und hatte ihren Namen nicht angeben können. Auch wußte er, daß sie meistens keinen Ausweis bei sich trug. Er sagte, es sei ein Unfall gewesen zwischen drei und vier Uhr, und dann beschrieb er ihr, das lange, schwarze Haar, mittelhoch, blaßes Gesicht, — es war wie ein Steckbrief. Er fand es sinnlos, daß er gefragt hatte, ihr Gesicht war blaß. In dem Fall hatte wahrscheinlich jedermann ein blaßes Gesicht.

„Augenblick bitte“, sagte die sanfte, ein bißchen gequält klingende Stimme der Schreiberin. Er zündete sich eine Zigarette an. Es war noch kalt im Zimmer und er froh.

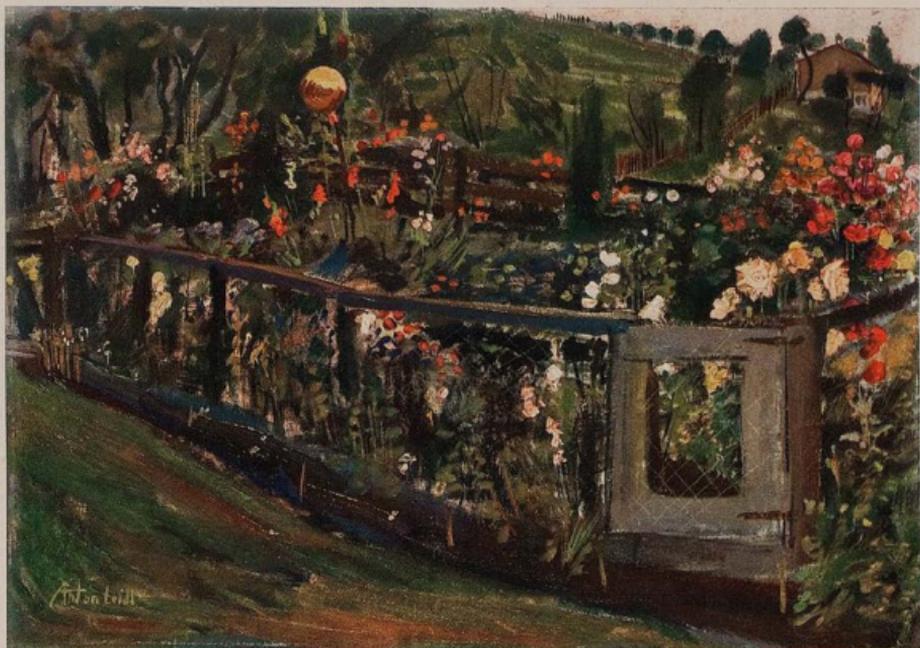
„Hallo. Hören Sie noch?“

„Ja, gewiß. Nun?“

„Die Dame ist bei uns eingeliefert worden.“

„Wie — wie geht es ihr?“

(Fortsetzung S. 437)



Bauerngarten

Anton Leidl

Bauerngarten

Von Georg Schwarz

Ein rotes Röslein leuchtet in der Mitte,
 ein Gatter läßt dich in die Wildnis ein;
 nach keiner Seite mehr als sieben Schritte,
 nicht größer will das Bauerngärtchen sein.

Doch Feuerbohnen klettern an den Stangen
 mit roten Blüten züngelnd in das Licht
 auf schwarzer Erde kriechen Gurkenschlangen,
 die Sonnenblume öffnet ihr Gesicht.

Jaunüber schlagen rote Beerenäste,
 der buschige Johannisstrauch trägt schwer
 und lockt vom Himmel die beschwingten Gäste,
 Barfüßlein traben von der Strafe her.

Das rote Röslein leuchtet in der Mitte,
 ist Gartenkönigin und darf es sein:
 und alles lebt und hat nur eine Bitte:
 laßt mich gedeihn!

„Es tut mir leid, aber wir dürfen keine Auskunft geben.“

„Sie hat keine Eltern mehr, sie hat niemand in dieser Stadt, außer mir.“

Die Stimme schwieg.

Er griff nach dem Photo und legte es mit der Vorderseite auf den Tisch. Er legte: „Wie sind verlobt.“ Er mußte seinen Namen nennen, und dann wieder warten, und schließlich erfuhr er, sie sei noch immer verlobt, er möge in einer halben Stunde noch einmal anrufen.

Er schloß die linke obere Schuhlade des Schreibstisches auf, legte das Photo hinein und schloß die Schuhlade wieder ab. Er steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Wenn sie durchkommt, heirate ich sie“, sagte er laut.

Er raffte sich wie im Traum und schnitt sich kein einziges Mal. Als er wieder im Südkrankenhaus ankam, erfuhr er, daß sie tot war. Er brauchte seinen Kopf nur wenige Zentimeter nach links zu wenden, um den Rauchschij zu sehen, die Herrschlische auf ihm, fast leer, viel Hagarrettenenden im Aschenbecher, halb niedergebrannte Streichhölzer, Manda-

rinenschalen, von Asche grau bekränzt, und er starrte die leere Couch an.

„Warum fühle ich mich wie ein Möder?“ sagte er plötzlich und so laut, daß seine Worte noch für eine kurze Zeit im Zimmer zu schweben schienen, ehe sie vergingen.

Er hatte den Plan, sich im Büro als krank

zu entschuldigen, die Jalousien herunter zu lassen und sich wieder ins Bett zu legen. Aber dann war er überzeugt, er könnte es nicht ertragen, allein zu sein. „Ich muß ins Büro gehen wie jeden Tag“, dachte er, obgleich er nicht wußte, ob er arbeiten könnte. Er setzte seinen Hut auf. An der Tür kehrte er noch einmal um, öffnete die linke obere Schuhlade seines Schreibstisches und betrachtete das Photo. Er lächelte und er empfand zugleich, es war ein Lächeln, das über den Tod hinweg ging. Es hatte nichts mit ihm zu tun und war doch auf seinen Gesicht. Er legte das kleine Bild wieder in die Schuhlade zurück. John Minuten später saß er in der Untergrund. Sie schien schneller und sanfter zu fahren an diesem Morgen, und die oberen Stockwerke der Hochhäuser hatten schon Sonne und strahlten in ihr wie weißglühendes Metall, aber die Mädchen in den Straßen, halb ausgezogen, bloß, schlank, mit Mäppchen und Taschen, netzlos, zu spät in ihre Büros zu kommen, Hunderttausende und Millionen und viel zu viele; — er sah zum erstemal, daß es so viele waren, und jede erinnerte ihn an die, die heute nicht mehr ins Büro fuhr. Cogar im Zentrum lief der Berche wie auf Watten, als wollte er Abbitte tun.

Selige Tage

Von Oscar Rausch

Nun trinkt den süßen Most der Bienendolde
Berauscht vom Duft der erste Honigkast,
Die Wolke wach ihr Kleid aus warmen Wolle
Und taut auf Mandelbaum und Edelbaß.

Von Seide sind die Nächte selbt geponnen
Das Herz der jungen Frauen zu bewahren,
Im hellen Glanze der entsachten Sonnen
Kreißt der Plejaden leuchtendes Gestirn.

Der Liebe sind die Gärten neu erschlossen,
Auf ihren Leppich rinkt der Blütensehne,
Wie Wein ist alles Leben jetzt ergossen
Und trunken tönt vom Läch der Frühlingsee.



Garnspinnerinnen

Prinzessin Pilar von Bayern



Selbstbildnis

Julius Hüther

Ein Adept der Lebensfreude

Von Wilhelm Weldon

Jenes Buch, das eine so tiefe, einschneidende Wandlung in Jimmy Drivers Leben hervorgerufen sollte, kam wie eine Kanonenkugel aus dem offenen Fenster eines einstöckigen Hauses geflogen, klappte mit einer dumpfen Detonation auf seinem Hut und landete, diesen im Fluge mit sich reißend, auf dem Gehsteig.

Jimmy blieb überrascht stehen und sein melancholischer Blick richtete sich klagen auf jene zerbeulte Masse, die eben noch ein stattdelischer steifer Hut gewesen war. Mit der mäden Weste eines von der Vergesslichkeit alles Irdischen tief Überzeugten bückte er sich, um den Hut wieder aufzulegen, als sein Blick auf den Titel des am Boden liegenden Buches fiel und er überstürzt innehielt. In Balkenlettern sprangen ihm die Worte der Verheißung ins Auge:

WEGE ZUR LEBENSFREUDE

Ein Leitfadens für alle, die es nötig haben
(Preis zwei Schilling sixpence)

„Selbst wir, die wir nicht mehr wundergläubig sind, können uns nur staunend vor diesem Mikael beugen und die Hand der Vorsehung hinter ihm vermuten. Denn wer hätte einen solchen Leitfadens nötiger gehabt als Jimmy Driver, von dem erzählt wurde, er habe bereits bei seiner Geburt so gramvoll ausgesehen, daß alle in diesem höfischen Augenblick Amwesenden erschütterter in Tränen ausbrachen? Hatte er doch den ersten Schock über seine jämliche Verfestigung in eine kalte, fesselnde Welt scheinbar nie ganz überwunden!

Förmlich magneitisch angezogen griff Jimmy nach dem vom Himmel gefallenen Evangelium der Lebensfreude und schlug es auf. Gleich ver- schlang er den ersten Satz:

„Blinder auf deinem dunklen Wege, öffne die Augen,
bereit freudig um dich zu blicken und du wirst nur
Freudiges sehen!“

Mit vor Erregung zitternden Fingern klappte er das Buch wieder zu und sah fragend zu dem Fenster hinauf. Doch kein Mensch zeigte sich und niemand schien einen Anspruch auf dieses kostbare Javel geltend zu machen. So ergriff er, sich detat für die Fußfierung seines steifen Hutcs entschuldigend, Besitz davon, hob den letzten auf und strabte ellenden Schrittes nach Hause, um sich der köstlichsten Lektüre seines Lebens hinzugeben.

Wir wollen ihn für den Augenblick dieser nützlichen Vebestigung überlassen und uns mit seiner unglücklichen Veranlagung näher befaßen. Jimmy war fünfundsiebenzig Jahre alt, ein nicht ausgesprochen un- schöner, aber für sein Alter viel zu schwermütiger junger Mann. Als einen rotsigen, melancholischen Baby war er zu einem melancholischen Knaben gereift, dessen Gehaben so gramvoll war, daß ihm fremde Leute auf der Straße, von tiefem Mitleid erfaßt, einen Schilling oder wenigs- tens ein paar Süßigkeiten zuwendeten. Aus dem melancholischen Knaben wurde ein melancholischer Jüngling, den kein Pädagoge durch eine schlechte Note zu tranken wagte, aus Angst, das unglückliche Kind könnte sich augenblicklich von dem nächsten hierzu geeigneten Felten ins Meer stürzen. Und schließlich wuchs sich der Jüngling zu dem schwer- mütigen Angefallenen der Firma Goteschill & Bucks aus, der, unersprech- lichen Befehlen des Schicksals gehorchend, unabsichtlich jener Kette zu- steuerte, die mit der Bereicherung des Staates dieser Firma durch die wunderschöne Miß Gloria Tiddles begann.

„Sie sind kein Mann, sondern eine Frauerveide!“ hatte Miß Tiddles, seine schüchterne Einladung zu einem gemeinsamen Kinobesuch ablehnen, gesagt und war nach Durchschluß von Jimmys melancholisch anlagenden Augen mit einem unerschämten Lächeln, geradezu widerwärtig sorglosen Jüngling fröhlich davongegangen.

Es war die größte Enttäufung in Jimmys Leben, seit er ein Baby war. Und in diesen Augenblick der tiefsten Zerknirschung, da er zum ersten Male seine schwermütige Veranlagung geradezu als ein Gebrechen empfand, kam jenes Buch vom Himmel gefallen, die Aussicht auf ein neues Leben eröffnend. Wahrscheinlich ein Fingerzeig des Schicksals!

Eine ganze Nacht verbrachte Jimmy mit der Lektüre des Leitfadens für alle, die es nötig hatten, und es war ein völlig veränderter Jimmy Driver, der am nächsten Morgen mit einem neugierigen steifen Hut die Untergrundbahn bestieg, um sich ins Büro zu begeben. Auf über zwei- hundert Druckseiten hatte ihm Dr. Benjamin F. Daudius, dessen Autoc, auseinandergesetzt, daß die Ursache aller teurenigen Lebensverfahrungen nur in ihm selbst lag und daher spielend zu beseitigen war. Er, Jimmy Driver, sei, meinte Dr. Daudius, nichts weiter als ein Musiker vor dem Echo der Außenwelt. Nachte er in das Echo hinein, so lachte es zurück, grüßte er es freundlich, so grüßte es nicht weniger freundlich, scherzte er mit ihm, so scherzte es ebenso. Ein Schema täglich eine Frittlung durch- zuführender freudiger Handlungen sollte Jimmy bei genauer Einhaltung dazu bringen, zu der verlässlichen Funktion des Echo Vertrauen zu gewinnen, bis im Vollgefühl des gewonnenen Vertrauens seine Lebens- freude völlig überflutend sollte. Dann, verstand Jimmy, war das Echo offenbar so gut dressiert, daß es von selbst zu lachen, freundlich zu grüßen und zu scherzen begann, wenn er bloß in seine Hand kam.

„Springe morgens jauchzend aus dem Bett!“

empfohl Dr. Daudius und Jimmy war seinem Rat gefolgt.

„Singe herzhaft im Bad!“

Und Jimmy hatte, die lauten Proteste mehrerer Mitbewohner seiner Pension ignorierend, herzhast gesungen.

„Schon auf dem Wege zu deiner Arbeitsstätte suche freundlichen Kontakt mit deinen Mitmenschen in Omnibussen, Straßen- und Untergrundbahnen.“

Das war bereits wesentlich schwieriger. Jimmy mußte seine Mitmenschen in dem schwankenden, überfüllten Wagen und sein neuer Lebensrhythmus fast um einige Grade. Links und rechts flankierten ihn zwei bullboggenhafte aussehende Männer, die keinen anderen Kontakt zu suchen schienen, als den ihrer Abreise mit seinen Beinen. Doch Jimmy blieb seinen Entschlüssen treu.

„Ein herrlicher Tag heute, nicht wahr?“ bemerkte er liebenswürdig lächelnd zu einem der bullboggenhaften Männer.

Der Bullbogg starrte ihn mit einem wrofen Ausdruck an. Er schien diese Bemerkung inmitten eines ständigen, überfüllten Untergrundbahnwagens als Freizeitel aufzufassen.

„Hein!“ sagte er sarkastisch und versetzte Jimmy boshaft einen so heftigen Tritt auf die Beine, daß dieser einen Luftsprung machte, seinerseits auf die Beine des zweiten bullboggenhaften Mannes trat, der ihn mit dem Stoß eines polizeiwidrig spitzen Ellbogens auf den Schoß einer älteren Dame beförderte, die ihn wie eine giftige Natter von sich stieß. Ehe er noch einen Gedanken fassen konnte, war bereits prattisch der halbe Wagon aus dem Gleichgewicht gekommen, sein steifer Hut eingedrückt und ein Aufrehr gegen ihn entspadt, dem er sich nur durch schleunigste Flucht in der nächsten Station entziehen konnte.

So kam es, daß er bereits zwanzig Minuten Verspätung hatte, als er in die Kaffe einbog, wo sein Büro gelegen war. In der Ecke rannte er beinahe einen schmutzigen kleinen Jungen an, der, eine faule Banane kauend, am Eck stand. Jimmy wollte schon mit einer Entschuldigung weiterstellen, als ihm in seiner Oberflächlichkeit einfiel, daß er ja die Aufgabe, vor Arbeitsbeginn mit einem Mitmenschen in freundlichen Kontakt zu treten, noch nicht erfüllt hatte.

„Eine schöne Banane hast du da!“ sagte er gestreut lächelnd. „Eine gute Banane!“

Er war kaum an dem Jungen vorbei, als die Reste einer faulen Banane in seinem Nacken zerspröhen und ein schmutziger kleiner Junge mit einem Indianergeräusch um die Ecke verschwand. Jäh herumfahrend begegnete Jimmy dann kalten Blick seines Chefs, der eben an jener Stelle in die Straße einbog, an der der Junge verschwunden war.

„Begrüße deine Vorgesetzten morgens mit einem heiteren Antlitz und mache ein oder zwei fröhliche, aber respektvolle Bemerkungen, dann wirst du es im Leben weit bringen!“

„Guten Morgen, Sir!“ sagte Jimmy heiter und fügte die fröhliche Bemerkung hinzu: „Ein schöner Tag, nicht wahr? Ja, der Frühling!“

Mr. Gotterhell musterte seinen Angestellten mit mißbilligendem Ersäunen. Er war, wie die meisten Chefs, ein Mann, der sich auf seine unfehlbare Menschenkenntnis viel zugute tat und sah auf den ersten Blick, daß Jimmy eine schlaflose Nacht in loser Gesellschaft hinter sich hatte. Seine kalten Augen wanderten von einem zerbeulten Hut über ein übernächtiges Gesicht zu den Resten einer zerquetschten Banane. Er hatte noch nie einen Angestellten in einer solchen Verfassung mit zwanzig Minuten Verspätung heiter lächelnd ins Büro kommen gesehen.

„Betrachten Sie sich als getündigt!“ sagte er scharf und ließ seine Scheite beschleunigend, Jimmy verächtlich in seinem Kniewasser zurück.

Es kostete Jimmys ganze Selbstbeherrschung, um Dr. Daudus Klage Lebensregel zu befolgen:

„Trage jeden Rückschlag mit lächelnder Zuversicht, ein fröhliches Liedchen vor dich hinträllernd.“

Aber es gelang. Pfeifend betrat er das Büro und begrüßte Miß Taddles mit einem fröhlichen: „Hallo! Hallo! Wie geht's, wie steht's, junge Dame?“

Und hier schien sich der erste Erfolg der wunderbaren Kur des Dr. Daudus zu zeigen.

Miß Taddles wandte sich Jimmy mit einem schwächenden Aufschlag ihrer schönen, großen Augen zu und sagte, völlig im Gegensatz zu ihrer sonstigen hedonistischen Art, ganz zahn und milde: „Oh, danke, Mr. Deiver. Wie lieb von Ihnen, sich nach meinen Befinden zu erkundigen!“

Es war etwas im Unterton von Miß Taddles Stimme, das Jimmy

aufhören ließ. Und tatsächlich hatte er, ohne es zu wissen, das Herz dieses schönen jungen Mädchens erobert. Eine bittere Enttäuschung über einen gewissen unverschämten lachenden, geradezu widerwärtig sorglosen Jüngling und die Erkenntnis, daß solche Eigenschaften gewöhnlich mit einer höchst unbeständigen Flatterhaftigkeit verbunden sind, hatte eine tiefe Wundlung in Miß Taddles bewirkt und ganz plötzlich, zur Nacht, vor ihre Zuneigung zu Jimmy erwacht, dessen schwermütige, stille, vor allem aber dauerhafte Verehrung sie nicht entgangen war. Aus diesem Holz, hatte Miß Taddles erkannt, waren jene Männer gemacht, auf die man sich verlassen konnte. Inmitten herber Enttäuschungen war Jimmy zur letzten Hoffnung ihres jungen Lebens geworden.

Kein Hindernis stand mehr der Vereinigung zweier Herzen im Wege. Aber wie sagte doch Dr. Daudus?

„Zeige dem schönen Geschlecht deine Zuneigung nicht zu offen, sonst wird sie verschmäht. Sei vielmehr heiter und unbekümmert und tue so, als ob du nicht auf eine allein anstündest.“

Es geschah spät am Nachmittag, nach Büroschluß, daß Jimmy diese weise Lebensregel zur Anwendung brachte.

„Ich gehe ins Kino“, sagte er heiter. „Würden Sie vielleicht mitkommen?“

„O ja“, sagte Miß Taddles anmütig erötend. „Gern.“

„Natürlich kapiziere ich mich nicht auf Sie“, bemerkte Jimmy unbekümmert. „Es könnte auch eine andere sein. Es gibt Duzende andere. Schauen Sie diesen zerbeulten Hut an! Der Zeuge eines animierten Abends in einer Bar.“

Die Wirkung dieser Worte war — wenigstens für Jimmy — völlig unerwartet. Eine Sekunde sah ihn Miß Taddles völlig erstarrt an. Ihr letztes Idol brach vor ihren Augen zusammen. Dann drehte sie sich mit einer jähen, brüsten Bewegung um, warf Jimmy die Tür förmlich ins Gesicht und war gegangen.

(Fortsetzung Seite 442)



Studie

Julius Hüther



Spieler

F. H. Hauber
1915
Franz Hauber

SOMMERURLAUB

Nach dem Russischen von J. Linberg

Der Mensch muß unbedingt mal ausspannen. Er ist ja kein Huhn. Ein Huhn — ja das braucht in der Tat nicht in Urlaub zu gehen. Für den Menschen aber ist das einfach undenkbar!

Ich zum Beispiel habe vierzig Jahre lang nicht ausgespannt. Vom zweiten Lebensjahre ab, wo ich in Dienst genommen wurde, ist es ohne Pause und Erholung so geblieben.

Und was die Sonn- und Feiertage anlangt — nun, was bedeuten sie schon? Ihr werdet es ja selbst wissen: bald trinkt man ein wenig, bald kommen ungebetene Gäste, bald muß man den abgetrochnen Fuß vom Divan ankleimen, und was so weiter einem Menschen des Mittelstandes obliegt. . . Von Zeit zu Zeit fängt auch die Gattin an, Preitenshonen zu machen. . . Wie soll man sich dabei schon — erholen — ?

Diesen Sommer aber trieb es mich unwillkürlich dazu, einmal aus dem Joch zu kommen. Hauptursache: — alles um mich herum tat es auch. Wanja Jegorow war beispielsweise in die Klein gereist und kam von dort schwarz wie ein Nezer zurück. Hatte auch tüchtig zu

genommen. . . Peja Jaitškin wiederum war im Kaukasus gewesen. Hatte dort zwei herrliche Wochen verlebt, war sogar in irgendeine Kauferei verwickelt worden — man konnte ihn kaum wiedererkennen, als er heimkehrte. . . Ueberhaupt — wohin ich auch schaute, überall mußte ich feststellen, daß die Menschheit Urlaub nahm, fortzuehr, sich kräftigte — alle, außer mir selbst!

So tat ich mich denn in diesem Sommer endlich auf die Beine. „Denn ich bin eben kein Huhn“, erwiderte ich, „und damit es nicht kostspielig wird, will ich mich nicht allzu weit in die Ferne begeben.“

So tat ich denn auch. Ich begab mich in ein Erholungsheim bei unserer Stadt.

Dieses erwies sich als vortrefflich und sehr sympathisch. Auch die Bedienung war aufmerksam. Und die Nahrung fetthaltig.

So gleich nach meiner Ankunft wurde ich gewogen. Nach dem neuen Dezimalsystem. Sodann mein Brustumfang gemessen. Ebenfalls nach dem neuen System. Sodann meine Größe. . .

„Sie werden alles in allem schonzunehmen —“ versicherte man mir tröstlich.

„Gewiß“, antwortete ich, „wüßte ich gern ein wenig an Gewicht zunehmen. Was den Buchs anlangt — nun, der Teufel sei mit ihm — möge er der gleiche bleiben. Aber ein wenig schwerer möchte ich ganz gern werden. Ich“, so schloß ich, „bin ja schließlich kein Huhn, nicht wahr, Gewisse Feldhühner?“

Der Feldhühner erwiderte: „Was das Gewicht anlangt — so ist es durchaus möglich. . . Daran wollen wir nicht sparen. . . Bitte, wollen Sie von der Waage steigen. . .“

So bogam denn meine Erholung. Und wüßt ihr, mit einmal ergriff mich eine außerordentliche, eine ganz unerträgliche Langeweile. Es war geradezu ein Elend — und nichts dagegen anzufangen. . .

Die Nahrung war fett, die Bedienung aufmerksam, ich wurde wiederholt gewogen — aber die Langeweile wich und wich nicht.

Stehet ich da beispielsweise morgens auf, spüte mir die Wäsche ab, frühstücke und — legt mich auf die Erde. Liegen ist langweilig. Ich setze mich also. Essen ist noch lederner. Ich gehe. Wozu aber soll ich ohne Zweck und Ziel denn eigentlich gehen — ? Ohne Zweck und Ziel ist es bodenlos öde, zu gehen. Solche Gewohnheiten haben sich innerhalb von vierzig langen Arbeitsjahren bei mir nicht herausbilden können. . .

Der erste Tag war endlich — endlich un. Ich wollte vor Verzweiflung schon wieder heimkehren. Da traf ich — dem Himmel sei Dank — im Garten des Erholungsheims meine gleichfalls ausspannenden Kinder.

Sie saßen um eine Pflanze und spielten Karten.

„Schafstopp?“ erkundigte ich mich.

„Schafstopp“, bestätigten sie. „Aber“ — schlugen sie zugleich vor — „wie können auch zu „Erchsund“sechzig“ übergehen. Der Abwechslung halber. Wollen Sie sich nicht zu uns gesellen, verehrter Gewisse? Wir beschummeln einander hier schon seit dem frühen Morgen. . .“

Natürlich schloß ich mich zu ihnen. . .

Wie tiefste bis zum Abendvort. Und hernach auch noch ein wenig. Früh am anderen Morgen begannen wie wieder. So verstrich denn Tag für Tag. Und wie unmerklich. . . Von Langeweile konnte keine Rede mehr sein — ich nahm mir nicht einmal mehr die Zeit, meine Wäsche zu waschen oder meinen Kaffee zu trinken. . .

Zwei Wochen flogen nur so hin, wie ein einziger süßer Traum!

Ich darf wohl sagen, daß ich mich während dieser Zeit sowohl körperlich, als allem jedoch seelisch für all meine vierzig bitteren Arbeitsjahre entschädigt habe.

Daß mein Gewicht sich ein wenig minderte — nun, was hat das zu bejagen?! Zunehmen kann man ja auch noch später, im Betricke.

Dafür ist mein Wuchs — Gott sei Dank! — fast der gleiche geblieben; er ist nur um ein wenigzies Epärdien zurückgegangen. Der Feldhühner meint: von der stehenden Lebensweise. . .

ZINSEN

VON OTTO VIOLAN

„Sie saßen auf den Stufen, die zur Gnadenkirche „Maria in der Einöde“ emporführten.“

Janga und Lupescu.

Lupescu hielt den entblößten Stumpf seines rechten Armes, der von der Sonne beinahe schwarz gebräunt war, wasserrecht vom Leib gestreckt und schach damit, wie mit einer Waffe, die er geschickt zu gebrauchen verstand, nach dem Mitleid in den Herzen der frommen Frauen, die zu dem wundertätigen Bild der Madonna in der Gnadenkirche wallfahrten. Lupescus Mittel verfehlte nie seine Wirkung. Den Anblick dieses fingerlosen Fleischstumpfes konnte keine von ihnen ertragen, und so kaufte sich jede durch einen Bani oder mehr von dem gräßlichen Eindruck los.

Janga wandte eine andere, sozusagen verfeinigte und mehr verinnerlichte Methode an.

Er hatte die Fänger um seinen schönen, beschmutzten und durchlöchernten Hut verkrampft, starrte aus wassergrüneten, glaslosen Augen vor sich hin und sein zahlloser Mund formte unverständliche Worte, die ebensojot ein Gebet wie eine Verwünschung sein konnten. Es hatte den Anschein, als führe er mit seiner Verwahrheit, die wie ein Gespenst mit hohlen Wangen und grauen, verwirren Haaren, den anderen unsichtbar neben ihm stand, Zwiesprache. Seine stille, unaufdringliche Art und die trostlose Leer in seinem Blick schnitt den Menschen, die an ihm vorüberkamen, ins Herz.

Janga, der schon nahe an den Siebzig war, hatte sich ein Vermögen von vierundneunzigtausendsechshundert Lei erspart und rechnete von einem Landhaus in Cernauti mit Zentfrahung, einer geräumigen Diele, einer Hausbar und einem Fußbodenbelag aus gepresstem Kork.

Von diesen schönen Dingen hatte er nämlich einmal in einem Artikel des „Adevatul“ gelesen.

Wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über.

Zwanzig Jahre und länger hockte er nun schon an der Seite Lupescus auf der Treppe vor dem Kirchenportal, und noch nie hatte er auch nur eine Silbe über seinen Reichtum vor dem andern verlauten lassen. Der Gesang der Vögel in den Zweigen, der heute schönere erklang denn je, die heuchelische Luft des Vorfrühlings und der warme Schein der Märzsonne löste gerade an diesem Tage den Ring, den Scham und Mißtrauen um seine Beruf gelang hatten. Und so erzählte er, mit langsamen, stockenden Sätzen, wobei er durch vorüberziehende Wallfahrer wiederholt unterbrochen wurde, seinen Freunde von dem Reichtum, den er in langen Jahren der Entbehrung und Selbstkasteiung angehäuft hatte.

„Alles in allem sind es vierundneunzigtausendsechshundert Lei!“ sagte er, und seine Augen, deren hoffnungsloser, nüchter Blick den gnadensuchenden Pilgern die Seele schwer machte, glänzten wie im Fieber.

Lupescu verzog ironisch den Mund.

„Was willst du mit vierundneunzigtausend Lei schon anfangen?“ höhnte er den Onajosen.

„Mensch! — Für das Geld tausche ich mit ein Landhaus in Cernauti mit Zentfrahung, mit einer Diele und eingebauten Schränken und mit einem Fußbodenbelag aus...“

„Du bist ein Narr, Janga...“, unterbrach ihn der andere. „Für vierundneunzigtausend Lei bekommst du, wenn du gute Beziehungen zu einem Architekten oder zur Gemeinde hast, ein Wochenendhäuschen, aber keine Villa...!“

Eine alte Frau hastete an den beiden vorüber. Sie wäre beinahe von der Stufe gegleit, so sehr erschreckt sie über die blüschnele Wendung, mit der Lupescu seinen Armpfumpf gegen sie stieß. Ein Schauer lief über ihren Rücken, sie beknugte sich und warf den Bettler ein Zehnanstück in die Mäße.

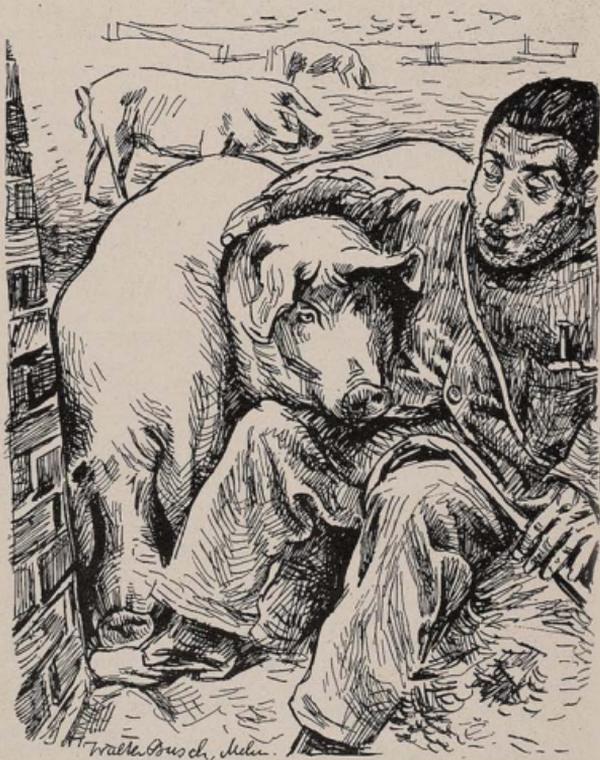
„Wiejo ein Wochenendhäuschen?“ knurrte Janga seinen Freund an, nachdem die Alte verschwunden war.

„Lebst du in einer anderen Welt, Janga — oder ließt du die Ankündigungen in den Zeitungen nicht? Eine Villa mit allem Zubehör, wie du sie dir vorstellst, kostet — wenn du beim Kauf Glück hast! — achtmalshunderttausend Lei!“

„Du bist verrückt, Lupescu!“

Janga blühte trübinnig vor sich hin. Ein Herr in feinen Stadtschuhen und mit einem Pelz, der gerade aus der Kirche trat, blieb unwillkürlich stehen, als er die hogere, in sich zusammengesunkene Gestalt Jangas gewahr wurde und seinen trüben, hoffnungslosen Blick auffing. Er räusperte sich behag, um seine Gemütsbewegung zu verbergen, und ließ eine Nickelmünze in den Hut des Alten gleiten.

(Fortsetzung S. 444)



Der Schweinehirt

Walter Busch

einmal in den kalten Fluten von wilder Lebensfreude befallen, einen treibenden Ozeanland entdeckte, den er in seiner Angst unnamlicher. Als er fünf Minuten später halb bewußtlos von einem Polizeibot aufgefischt wurde, lag die schöne Miß Gloria Laddles ohnmächtig in seinen Armen und ein donnerndes „Es lebe der tapfere Ketter!“ schallte ihm von dem mit Menschen überfüllten Ufer entgegen.

Kein Mensch gibt gerne zu, daß er ins Wasser gesprungen ist, um sich das Leben zu nehmen und so ließ es Jimmy willig geschehen, daß ihn die Morgenpresse als den „heldenhaftesten jungen Mann“ feierte, der „selbstlos Leben in Rettung jungen Mädchens“ riskierte. Als ihm ein Komitee ehrenwerter Herrse in Cutanavans eine goldene Medaille überreichte, begann er an der Sache Gleichmütigkeit zu finden und als er von Mr. Gotterhill, einem guten Reklamefachmann, vor den Kameras der Pressephotographen einen dreistelligen Scheck und von Miß Laddles einen nicht minder angelegenen Kuff erhielt, hatte er sich in seine Rolle schon so gut hineingefunden, daß er diese Huldigungen mit einer den Umständen angepaßten ersten Würde entgegennahm.

Heute ist Jimmy ein prosperierender Produzent und glücklicher Vater zweier gesunder, teigiger, grenzenlos melancholischer Babys.

MINIATUREN

Die andere Meinung

In einer Gesellschaft, der auch Schau bräuhete, meinte einmal eine Dame, daß es sowohl seitens des Mannes wie auch der Frau sehr vernünftig wäre, früh zu heiraten. Da lachte Schau sarkastisch und entgegnete: „Da bin ich leider anderer Meinung! Wenn eine Frau vernünftig wird, denkt sie ans Heiraten —, wenn aber ein Mann vernünftig wird, dann... ist er schon verheiratet!“ Ho

Das einschläfernde Stück

Ein junger Dichterling hatte einst beim Burgtheaterdirektor Laube ein Stück eingereicht, konnte aber lange keinen Bescheid erhalten. Da fastete er sich endlich ein Herz und ging selbst zu dem Unvollkommen, um sich nach dem Schicksal seines Drams zu erkundigen. — „Ja“, meinte Laube, „ich habe das Stück gelesen, — ging es nicht, daß die Heldin in letztem Akt nicht erdolcht, sondern erschossen wird?“ — „Ja, warum denn?“ fragte der Dichterling sichtlich erstaunt. — „Um“, entgegnete Laube, „ich meinte ja nur, damit das Publikum weiß, wann es... nach Hause gehen kann!“ Ho

Saphir

Der Wiener Satiriker Saphir begegnete einmal der Frau des recht mittelmäßigen Schauspielers Z. mit ihrem kleinen Eshöndchen. Die Mutter war bestrebt, die Talente ihres Kindes in das rechte Licht zu setzen und stellte an dieses verschiedne Fragen zur Beantwortung. Saphir hörte dem allen höflich, wenn auch äußerst gelangweilt zu. Zum Schluß fragte noch die eitle Mutter: „Und was willst du werden?“ — „Alles“, entgegnete der hoffnungsvolle Erbsprohling, „nur kein Schau-spieler!“ — Da konnte sich Saphir nicht enthalten und murmelte: „Ganz der Papa!“ — womit er sich empfahl. Ho

Die Strafverschärfung

Erzisan Bernard wurde einmal in einer Gesellschaft ein eiter, selbstgefälliger Schrifsteller vorgestellt, der dem Dichter des langen und breiten von seinem Schaffen erzählte und zum Schluß bemerkte: „Und wissen Sie, daß einige Exemplare meines letzten Romanes sogar von der Gefangenenhaus-Bibliothek angekauft wurden?“ — „Schau, Schau“, entgegnete Bernard, „wohl als... Strafverschärfung?“ Ho

Salomon

Zwei Hofdamen der Gemahlin Friedrichs des Großen stritten sich beim Herausgehen aus der Hofkirche um den Vorzug.

Dem König kam der Streit zu Ohren und kurz und bündig entschied er:



Zahnweg

Fr. Bilek

(Fortsetzung v. S. 439)

Es war der letzte Schlag. Erblichend sank Jimmy auf einem Sessel nieder und stützte den Kopf in beide Hände. Die letzten vierundzwanzig Stunden, seit er in den Besitz von Dr. Duiddus Werk gekommen war, erschienen ihm mit einem Male wie ein böser Traum. Was war der Erfolg seines ehelichen Bemühens? Daß er hier saß, ein gebrochener Mann, der seine Stellung und das schönste aller Mädchen an einen einzigen Tage verloren hatte! Jimmy war sehr jung und er wußte daher, daß das einzige, was man in einem solchen Falle tun konnte, war, sich von der nächsten Brücke in die Themse zu stürzen. Er ahnte nicht, daß Miß Laddles auf ihrem Heimweg gleichfalls zu dem Schluß gekommen war, daß achtzehn Jahre eines Lebens vollauf genug sind, und mit bleichen Schritten der nächsten Themsebrücke zuzustreben tegam.

Ehe Jimmy seinen letzten Weg antat, vollzog er noch einen sozusagen testamentarischen Akt, indem er Dr. Duiddus Buch mit einer Heste tiefen Abscheu in weitem Bogen zum Fenster hinaus schleuderte. Als er dann am Geländer der Waterloo Brücke stand und in die trüben gelben Fluten der Themse blickte, dachte er einen Augenblick, daß er sich noch ein letztes Erlebnis überschäumender Lebensfreude verschaffen konnte, wenn er Dr. Duiddus ausfindig machen und mit einem Stein um den Hals in ihnen versenken würde, aber er verwarf den Plan als zu unständig und sprang in die Tiefe.

Der Zufall wollte es, daß sich Miß Laddles einen Augenblick vorher zu diesem Zweck die genau gegenüberliegende Seite der Brücke ausgesucht hatte. So kam es, daß Jimmy, der ein lebendes Schwimmer war,

„Das reichste Frauenzimmer soll vor der andern den Vortrang haben!“

Beim nächsten Kirchgang traten beide Damen durch besondere Türen ins Gotteshaus. Sa

Herausgegeben

Baßpompier, der französische Gefandte am spanischen Hof, erstattete seinem König, Heinrich IV., Bericht über seine Ankunft in Madrid. „... ich ritt das kleinste Maultier der Welt!“

„Das muß aber komisch ausgesehen haben“, meinte der König, „der größte Esel auf dem kleinsten Maultier.“

„Ich war der Vertreter Eurer Majestät“, erwiderte der Gefandte bescheiden. Sa

Der Geenich

Einweihung des Völkerschachdenkmals. Feierliche Stille im Kuppelraum. Alles lauscht andächtig der feierlichen Ansprache des Erbauers. König August von Sachsen, neben dem Kaiser stehend, langweilt sich ganz offensichtlich.

Da bleibt sein unbestreitendes Blick am Fuß einer der riesigen Figuren in der Halle haften. Laut vernachlässig flüstert er seinem kaiserlichen Better zu:

„Willen, gucke doch mal, die Beene!“

Sa

Zwei Wortkarge

Ein Bauer hatte einen neuen Knecht in Dienst genommen und führte ihn auf dem Hof herum, um ihn zu sagen, welche Arbeiten er zu verrichten habe. Als der Rundgang beendet war, fügte er seinen Worten hinzu: „Ich bin ein Mann, der nicht gern viel spricht; wenn ich also so mache (er winkte dabei mit dem Finger gegen sich), dann kommst du zu mir.“ — Der Knecht erwiderte darauf: „Da passen wir zusammen, denn ich sprech auch nicht gern viel; wenn ich also nachher so mach, (er schüttelte dabei den Kopf), dann komm' ich nicht!“ W.

Kaltes Blut

Der französische General Pélissier war sehr streng im Dienst. Als er einmal in Alger von einem Espahani eine freche Antwort erhalten hatte, geriet er so sehr in Zorn, daß er ihn ohne weiteres mit der Reitpeitsche über's Gesicht hieb. Der Eingeborene zog, außer sich vor Wut, die Peitsche und drückte auf seinen Vorgehenden ab. Der Schuß ging aber nicht los. „Drei Tage lang wogten Nichtsstandhaltung der Waffe!“ rief der plötzlich wieder ruhig gewordene General kaltblütig aus, und die Angelegenheit war damit erledigt. W.

Die wertvollste Münze

Jemand fragte einen bekannten Numismatiker, welche Münze wohl die begehrteste sei; gewiß sei es ein schweres Goldstück. Der Gelehrte antwortete mit einem feinen Lächeln: „D nein! Es ist im Gegenteil eine nur kleine, an sich unscheinbare Münze, aber sie wiegt auf der moralischen Waagschale ungebührlich schwer; ihr Effektivwert ist nicht zu berechnen, aber ihr geschichtlicher Wert reicht weit, weit zurück. Es ist ... der letzte Heller.“ W.

Schöne Anstellung

Ein dicker Vollblut-Ungar saß, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, an der Table d'hôte eines großen Baderortes einem einfach gekleideten älteren Herrn gegenüber, der wie ein Professor ausah. Er hätte mit ihm gern ein Gespräch angeknüpft, aber die ruhige Zurückhaltung des Gelehrten erschwerte dies. Schließlich gab er sich einen Ruck und sagte: „Sehr schönes Wetter hier. Bemah wie zu Haus in Ungarn...“ „Ich bin Terebeßy Nepád“, und mit stolzen Selbstbewußtsein fügte er hinzu: „Bisegespan im Avocer Komitat... Mit wem hab' ich die Ehre?“ — „Ich bin König Johann von Sachsen“, erwiderte, bescheiden lächelnd, der Gefragte. „Ah!“ rief der Ungar aus und drehte unter brisälligen Kopfnicken seinen Schnurrbart: „Auch schöne Anstellung!“ W.

Der Köhler

Von Rudolf Kreutzer

Der Köhler ruft des Nachts im schwarzen Wald.
In hohen Wipfeln laut der Axthieb hallt.
Die Stange schlägt er in des Meilers Brand,
Der Stange stiebt um seine braune Hand.

Der Köhler ist ein finsterner Gesell.
Die Brust umspannt ein rauchgeschwärztes Fell.
Sein Bart weht brandrot um das Raßgesicht
Und in den Augen glimmt ein böses Licht.

Der Köhler hat nicht Weib und auch nicht Kind.
Er schlägt bei Moos und Pilz in Wald und Wind.
Die Kröte unkt, der Marder schleicht vorbei.
Zur Mitternacht weckt ihn ein Eulenschrei.

Dann schleppt im weißen Mond er Holz zu Haus.
Der Wanderbursch schrickt jäh im Traume aus
Und lauscht der Stimme, die im Dunkel schallt:
Der Köhler ruft des Nachts im schwarzen Wald.



Der Gratulant

Herbert Kummer



„Nee, 'n Schifferklavier is nich die richtige Seemannsbraut. 'ne echte Braut wird jeknuchtscht — aber sowat nur jequchtscht!“

(Fortsetzung v. S. 441)

Janga war so fesse mit dem beschäftigt, was ihm Lupescu eben mitgeteilt hatte, daß er ganz darauf vorging, den Fremden zu danken.

Achtmalhundertztausend Lei! — ging es ihm durch den Kopf.

„Bei welcher Bank hast du denn das Geld liegen?“ erkundigte sich Lupescu.

„Du meinst wohl, ich bin ganz von Gott verlassen, daß ich mein sauer erspartes Geld einer Bank in den Rauben werfe?“ lachte Janga boshaft auf. „Ich lese die Zeitungen aufmerksam als du! Ersetzt nicht täglich eine neue Meldung über den Zusammenbruch eines Finanzinstitutes, über einen Ausgleich oder einen Börsensturz darin?“

Lupescu grünte nur, zum Zeichen der Veringschätzung, mit den Achseln.

„Vierundneunzigtausend Lei hast du daheim im Stumpfen stecken?“ meinte er.

„Ich hab' sie nicht im Stumpfen stecken!“ entriestete sich Janga. „Das Geld liegt in einer Leuchte, wenn du's wissen willst. Wenn ich es einmal brauche, habe ich es also jederzeit zur Hand.“

„Schön, Janga. — Und die Zinsen?“

„Was für Zinsen?“ — Janga sah ihn fassungslos an.

„Seit wann hast du den Betrag im Vermögen?“ forschte Lupescu.

„Ich habe fünfzig Jahre gepart und gebungert“, gab ihm Janga zurück. „Mit zwanzig hatte ich bereits fünfzigtausend beisammen. Seither hab ich zweitausend im Jahr dazubewerdent und höchstens fünfhundert für mich verbraucht.“

„Das macht in fünfzig Jahren...? — Laß mich nachdenken.“

Lupescu versank in dumpfes Beüteln.

„Worüber zerbrichst du dir den Kopf?“ wandte sich Janga unsicher an seinen Freund.

„Mach mich nicht irre“, wehrte ihn dieser ab. „Ich rechne nach... — Mit sechshundertzig Jahren hättest du — fünf Prozent angenommen — samt Zinsen und Zinseszinsen dreihundertzunzigtausend Lei gehabt und mit...“

„Aus dir spricht der Teufel, Lupescu“, fuhr Janga dazwischen. „Das ist doch nicht möglich!“

„Und ob das möglich ist!“ erwiderte sein Kumpan. „Mit sechshundertzig sind es dreihundertzunzigtausend und mit sechzig zweihundertdreißigtausend. Dazu...“ Lupescu murmelte gespensterhaft Zahlen vor sich hin und stieß am Ende seiner Berechnung triumphierend hervor: „Heute, Janga, wären es gerade dreihundertsechshundertzunzigtausend Lei, wenn du es auf Zinsen gelegt hättest. Da f ü r kömmtst du die ein Landhaus in Erneaut kaufen. Das heißt, wenn du in deinen Ansprüchen etwas bescheidenere wärs.“

Janga erhob sich.

Liebe Jugend

1912. Der der Handlung ein Porzellangeschäft in einem Berliner Vorort. Ich kaufte dort irgendeine Kleinigkeit, als eine ältere Dame, langjährige Kundin, an den Ladentisch trat, einen — pot de chambre entfaltete und dasselbe Exemplar in gleicher Größe als Ersatz für den zerbrochenen Partner begehrt. Der junge Verkäufer erschien denn auch alsbald mit einem neuen, der zwar im Maßstab den doppelten Umfang hatte. — „Ja, aber Herr B., der ist doch viel zu groß!“ — Darauf Herr B.: „Sagen Sie das nicht, Frau Gebeinrat, die Nacht ist lang!“ —

Mein Freund L. war mit seiner Familie von der evangelischen zur katholischen Kirche übergetreten. Er hatte einen damals hohereigen Jungen und ein hohereiges Mädchen, beide sehr aufgeweckte Kinder, die den Onkel R. öfter ein Stück begleiten durften.

Eines Nachmittags erzählte der Junge dem Onkel R. recht unwahrscheinliche, anscheinend seiner Phantasie entsprangene Erlebnisse, die er auf dem Schulwege gehabt haben wollte. Onkel R. mißbilligend: „Ernst-Otto, jetzt hast du aber ordentlich gelogen, das darfst du doch nicht!“ — Statt seiner antwortet die jährliche Rosenmache und spricht den bedeutamen Satz mit viel Überwichtigkeit: „Onkel, einmal habe ich auch schon gelogen! Aber — da waren wir noch evangelisch!“

R

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte
und in Ganzleinen gebundene
Geschenk-Ausgabe

von
Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von **Fred Endrikat**
mit Buchschmuck von **Bold**

zum Exemplarpreis von **RM. 1.80**

Fred Endrikat, der einzigartige Ketteldichter, der geistreichste und temperamentsvollste Kontinentler des deutschen literarischen Kabarets, hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Die Bäume der Aler, die sich vom Stadtinneren bis zur Kirche zog, der Turm des Klosters, Eupescu und die Brücke über den Fluß... das alles drehte sich im Kreise um ihn. Mit schwankenden Schritten und einem wirren, heißen Kopf torzelte er nach Hause.

Als Eupescu ihn am nächsten Morgen zu ihrem gemeinsamen Geschäftsgang abholen

Bescheid

Maçon

Der Chefarzt eines Irrenhauses war hohlerischer Natur. Als er einmal eine telephonische Verbindung nicht schnell genug bekam, brüllte er das Fräulein vom Amt an:

„Wissen Sie überhaupt, wer ich bin?“

„Nein, das weiß ich nicht, aber ich weiß, wo Sie sind!“

Die Kassa

Zwei Geschäftsinhaber konnten früh beim Eintritt ins Büro, daß während der Nacht die Kassa angebrochen worden war. Meint der eine: „Na, die Jungen werden sich ja riesig geärgert haben!“, worauf der andere entgegnet: „Jepsprungen wären sie aber, wenn sie sie wirklich aufgebracht hätten!“

Zu nebenstehendem Bilde:

„Nur net auslassin, Xaverl,
— wenn wir drüben sind,
kriegst a Busserl!“

„So? — Kehr ma wieder
um!“

wollte, fand er Janga an einem Fensterkreuz seiner armenigen Stube erhängt auf. Rings auf dem Boden lagen, zerquetscht, zertrümmelt und zur Hälfte verbrannt fünfzig, Hundert und Laufendleischeine. Auf einem schimmigen Fettel hatte Janga seine „lektwillige Verfügung“ niedergeschrieben.

„Die Jungen meines Vermögens — nach seinen eigenen Berechnungen zweihundertsechzigtausenddreihundert Lei — vernachlässige ich meinem Freunde Eupescu. — Oott sei meiner Seele gnädig! Ich war ein Narr und mein Leben nichts als ein Betrug, den ich an mir selber verübt. Eupescu hat mir erst die Augen über meine Dummheit geöffnet. Möge es ihn der Teufel lohnen, mit Jingen und Jinfesjingen!“

In der Gemäldeausstellung

„Sieh mal, dieses Bild wurde von einem Toten gemalt!“

„Unjinn!“

„Doch, hier steht doch: Nach dem Leben gemalt!“

Sicheres Zeichen

„Sagen Sie, Uina, meint es denn Ihr Freund, der Sie so oft besucht, auch erst mit Ihnen?“

„Sicher, gnä' Frau! Er bemängelt seit einiger Zeit sogar meine Kocherei!“



**Sib der NSD Freiplätze
für ihr Hilfswerk:**

Mutter und Kind
Kinder-Landverschickung
Hitler-Freiplatzspende





Peter Stühlen: „Eltern und Kinder.“ Roman. (Wolfgang Krüger Verlag, Berlin 1935, 408 S.)

Der Aufstieg einer bürgerlichen Kaufmannsfamilie mit den Eltern, ihr Zerfall mit den Kindern, die doch nur vollendeten, was die Eltern durch die Lösung vom Boden begannen — dies und in knapper, doch prägnanter Andeutung die gesellschaftlichen und kulturellen Hintergründe des zweiten Kaiserreichs gestaltet Stühlen in seinem Roman mit einem Realismus, wie er uns lange nicht mehr so erfreulich begegnet ist, sauber, wahr und ohne eine Spur von antiquiertem Staub oder der obligaten Langeweile des Historischen. Erstämlich sind die Kraft der Erfindung, Humor und Geist in der Handlungsführung, — und so zieht es, unmerklich, über das Zeitbild hinaus und immer näher an die Fragen des allgemeinmenschlichen Schicksals, und wie denkwürdig im Leben jeder Gewinn an Heiterkeit, Freiheit und Kunst mit einem Verlust an Ordnung, Ruhe und Sicherheit erkauft werden muß. Carl Conrad.

Elisabeth Schucht: „Annette im Zwielicht.“ Roman. (Verlag Carl Schünemann, Bremen 1935, 220 S.)

Ein Capriccio, ein kapriziöser Roman, — wir erleben hier das Hineinwachsen einer feinnervigen jungen Künstlerin in die Ehe, nicht ohne kleine Zwischenfälle, wenn nämlich die Ansprüche der Freundschaft sich mit denen der Ehe überschneiden, wo allerdings zuletzt doch die tiefere Gefühl, mütterliche Liebe und Pflicht, siegen. Eine bunte Umwelt von Bildhauern, Regisseuren, Schriftstellern, Schauspielern, Kunsthändlern kreist in unaufhörlicher, lebendiger Bewegung um die „Heldin“, sehr unterhaltsam und liebenswürdig; alles atmet einen wohlwollenden Geist der Humanität, menschlichen Sauberkeit, edlen Rücksichtnahme. Ein Buch, das das Glück guter Stunden zu vertiefen und zu bereichern vermag. Manche Frau der jungen Generation kann hier Trost und Selbstbestätigung finden. Carl Conrad.

Maria Gevers: „Frau Orpha.“ Roman. (H. Goverts Verlag, Hamburg 1935, 246 S.)

Dieser Roman einer bürgerlichen Kindheit in Flandern liest sich fast wie ein Tagebuch; das kommt zwar dem Romanhaften nicht zugute, eher im Gegenteil, aber es verleiht der Darstellung einen starken, intimen Reiz. So liest man gleichsam unter vier Augen mit der Verfasserin und sieht mit ihr und durch die Augen eines kleinen, empfindsamen Mädchens die flämische Welt auf eine neue Art, keineswegs derb, sondern mit einem fast nervösen Gefühl für die feinen Unterschiede und Stimmungen im Leben der Natur und der Jahreszeiten, und dahinter entsteht dann nach und nach, behutsam, wie hinter einem Schleier, damit das letzte Geheimnis nicht roh enthüllt werde, eine flämische Ehe- und Liebesgeschichte. Auch hier erhält das Dunkle und Schwere noch den leichten, verständlichen Glanz eines zarten und dennoch echt bauerlichen, herzhaften Humors. Carl Conrad.

Hervey Allen: „Antonio Adverso.“ Roman. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin 1935, 1166 S.)

Im allgemeinen hat man vor dem historischen Roman ein bißchen Angst, nicht wahr; man hat zu viel Langweiliges dieser Art gelesen. Bei dem neuen Roman des Amerikaners Hervey Allen aber, der übrigens auch eine glänzende Biographie Edgar Poes schrieb, ist eine derartige Befürchtung tatsächlich unberechtigt: Die Entwicklungsgeschichte des lebensgerigeren Antonio Adverso liest sich fast wie ein Abenteuerroman, und es handelt sich hier im Grunde ja auch um ein Abenteuer, und das höchste und bewegteste und gefährlichste sogar. — Das Abenteuer des Lebens oder wenigstens dessen, was um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts Leben bedeutete. In solcher Perspektive gewinnt auch die Gestalt Napoleons, der höchst persönlich und höchst privat auftritt, einen neuen, starken Reiz. Immer aber sind die Einzelheiten der Umwelt und der Menschengestaltung eingeschmolzen in den ereignisreichen, leidenschaftsbewegten Gang einer Handlung, deren beständig wechselnde Schauplätze die Alte und die Neue Welt umspannen, Italien, Kuba, Afrika, die Faktorei für Sklavenhandeln sowohl wie die Pariser Börse und den spanischen Königshof. Selten wurde im Roman die kleine und die große Welt so temperamenvoll und herzerückend gesehen und zugleich mit soviel erlebter, gleichsam lautlos sich bewegender Ironie. Carl Conrad.

Octave Aubry: „Sankt Helena“. I. Die Gefangenschaft Napoleons. (Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich u. Leipzig.)

Das tragische Schicksal des französischen Imperators, das Verklagen und Verlöschen dieses großen Lebens auf weltvergessenem Felsenriff, bot von jeher Stoff zu literarischer Darstellung. Man darf heute, nach Aubry's Werk, getrost sagen, daß es bei unzulänglichen Versuchen geblieben war, bei der Vermengung trockener, widerspruchsvoller Berichte mit Legenden. Es entstand das Bild eines Menschen, dessen Unglück mit alltäglichen, bürgerlichen Begriffen gemessen werden wollte. Aubry erschließt zum ersten Male die tiefe und wahre Tragik der Gefangenschaft von Sankt Helena, denn sie liest nicht im Absturz von der Macht, sondern im inneren Widerstreit des Genius mit der Enzstirnigkeit kleinlich fühlender Geister, sie liegt in der ewig versuchten und doch niemals erreichten Demütigung der Majestät. In der würdevollen Behauptung dieser Majestät, in der siegreichen Abwehr der täglich und stündlich gegen sie gerichteten Anschläge, offenbart sich am Ende dieses Lebens nochmals der Triumph des Genius über die Mittelmäßigkeit der Kleinen. Und dieser stille Sieg des Einsamen, Verlassenen und Verratenen krönt Napoleons Leben und trägt es in die Sphäre des ewig Heiligen. — Es bedurfte der Ausschöpfung aller Quellen, um durch schicksalsbedingte Außerlichkeiten zur Tiefe der Probleme vorzudringen. Und in der Tat hat der Verfasser das ganze, noch unbekannt und unveröffentlichte Quellenmaterial über Napoleons Gefangenschaft sorglich gesammelt und seinem großen Werk dienstbar gemacht. Er hat — und das gibt den Gesichten eine oft fast unheimlich wirkende Körperlichkeit — er hat selber auf der Insel der Verbannung gelebt und die Geister ihrer beschworen, die dort litten und sich quälten. „Ich habe also gelebt, wo der Kaiser zum letztenmal halbmächtig; ich wandelte auf dem Lavakis, über den sich sein Fuß schleppte, ich atmete die Luft ein, die er geatmet hatte, ich sah sein Schattenbild... ich hörte ihn sprechen, hörte, wie er seinen letzten wenigen Getreuen sein Leben erzählte.“ — Mit Burckhardt's „Richelieu“ und Cooper's „Talleyrand“ ist Aubry's Napoleon-Buch das bedeutendste historische Werk der jüngeren Zeit. Erwartungsvoll sieht man der deutschen Ausgabe des II. Teiles „Der Tod des Kaisers“ entgegen. A. Wisbeck

Redaktionelle Notiz:

Das Titelblatt von Nummer 26 der „Jugend“ stammte von Max Obermayer-München.

LEST DIE „JUGEND“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60





Daten:

Im Riesengebirge (Schneekoppe), Exakta, Peromina-Film, Gelbgrünfilter-mittel, F/4, $\frac{1}{100}$ Sek., Juli 11 Uhr.
Aufn. 21-t.

Abend an der Ostsee, Exakta, Panatomic-Film, F/5,6, $\frac{1}{100}$ Sek., Juli 19,30 Uhr.
Aufn. 21-t.



See oder Gebirge?

Wenn es um die Bestimmung des Reiseziels geht und diese beiden Möglichkeiten auftauchen, so beginnt ein ernstes Überlegen, das an die ökonomischen Belange des jeweiligen Ferienaufenthaltes appelliert. Wir wollen zu dieser Frage keine Lösung geben. Denn diese bleibt jedem Einzelnen selbst überlassen. Ruhe werden wir ebenso wie Sport und Spiel an der See und im Gebirge finden. Nur die Vorbedingungen sind verschieden und jedem Geschmack entsprechend.

Auf Grund dieser Gegebenheit werden wir in beiden Fällen mit ähnlichen Motiven zu rechnen haben. Wir können überall beschauliche Landschaften im Lichtbild festhalten, ebenso aber auch den Schnappschuß, lebensvolle Darstellung pflegen. In jedem Falle werden wir zu befriedigenden Ergebnissen kommen.

An der See herrscht eine bedeutende Lichtmenge. Die weite Ebene und insbesondere die ausgedehnte Wasserfläche haben durch intensive Reflexion einen großen Anteil daran. Wir können von der technischen Seite her zu beiden Belichtungszeiten kommen, müssen jedoch andererseits vermeiden, während der Mittagsstunden unsere Aufnahmen zu machen. Denn da fehlen die Schatten, die eigentlich belebenden Elemente des Bildes.

Das Wasser ist reich an Stimmungen. Wir wollen hier aus der Vielheit nur den Sonnen-Untergang herausgreifen. Wenn die Sonne hinter einer leichten Dunstschicht steht, dann ist ihre Kraft so geschwächt, daß wir sie mit im Bilde wiedergeben können. Wir wollen nur nicht in den Fehler verfallen, und solche Aufnahmen als „Mondscheineffekte“ überdunkel kopieren. Das ist Verfälschung und wirkt immer unecht wirken. Der Abend an der See ist durch seine Farbwerte auch für Farbaufnahmen das Gegebene. Nachdem gerade erst jetzt die Empfindlichkeit der Agfaolor-Platte etwa $8 \cdot 10^5$ DIN entspricht und damit ohne Filter gearbeitet werden kann, ist dieser technische Fortschritt schon wahrzunehmen.

Aber auch im Gebirge finden wir gesteigerte Lichtmenge. Sie ist von der Höhenlage abhängig. Wir werden die Belichtungszeiten über 1000 Meter um etwa $\frac{1}{2}$, über 2000 Meter um $\frac{1}{3}$ reduzieren können. Zur tonwertreichen Wiedergabe kommt hier ein UV-Filter Bedeutung zu, indem es die Ultra-Violet-Strahlen dämpft unter Verdoppelung der Belichtungszeit. Wir müssen bedenken, daß ja die Mächtigkeit der Luftschicht abgenommen hat, die sonst als UV-Filter wirkt.

Verfälscherisch sind sowohl an der See als auch im Gebirge Aufnahmen von Fernblicken. Für unser Auge ist der damit gewonnene Eindruck zweifellos reizvoll, aber im Schwarz-Weiß-Bild treten ja die Farben zurück, die Details verschwimmen untereinander, so daß meist die fertige Aufnahme bloße Enttäuschung bringt. In die Aufnahmen solcher Fernblicke gehört ein neues Element, das einen Gegensatz schafft und den Motiven dadurch eigene Wirksamkeit verleiht.

Dieser Gegensatz ist an sich schon von der Sache her gegeben. Wenn wir auf einem Bilde Ferne zum Ausdruck bringen wollen, so müssen wir auch den Gegensatz dazu, also die Nähe erfassen. Es gehören also zugleich Vorder- und Hintergrund ins Bild. Wenn Vordergrund fehlt, so können wir uns helfen durch unzureichende Darstellung des Menschen. Vermissten wir eine geeignete Staffage, so können wir uns leicht selbst entsprechend anstellen, um dann die Aufnahme mit Selbstauslöser zu machen.

In allen Fällen aber wollen wir ungebunden und frei von Vorlaken arbeiten. Eigenes Sehen und volle Hingabe werden verbunden mit überlegtem Schaffen immer zu guten Ergebnissen führen. Zu Aufnahmen von allgemeinem Wert.

Über Belichtung

Bei der Belichtung entsteht das sogenannte „latente“ Bild. Latent bedeutet verborgen; es ist also von einem Bilde für uns noch nichts zu sehen, obgleich natürlich die Struktur der Emulsion verändert ist. Es bilden sich nämlich sogenannte Silberkeime, kleinste Teilchen von metallischem Silber. Sie dienen bei der Entwicklung als Angriffspunkt des Entwicklers und leiten den Schwärzungsprozess dort ein. Nach ausreichender Schwärzung bleibt noch ein großer Teil unverändert, aber natürlich noch lichtempfindlichen Bromsilbers zurück, das im Fixierbade gelöst wird, damit ein halbares Negativ entsteht.

Selbstverständlich behält die Emulsion auch während der Entwicklung ihre Lichtempfindlichkeit bei. Deshalb darf nicht zu dicht an die Dunkelkammerlampe herangegangen werden, die besonders bei hochempfindlichem Material nicht ganz ohne Einfluß ist. Man arbeitet für gewöhnlich im Schatten des eigenen Körpers und geht nur zur Kontrolle in das direkte Licht. Die Temperatur aller Bäder muß ca. 18° C betragen. Im Sommer ist Kühlung, im Winter Erwärmung mit einem Tauchsieder oder erhitzten Ziegelstein angebracht. Über die einzelnen Fragen berichten die folgenden Abschnitte.

Loyalty



„Na, Junge . . . , laß mir wenigstens den Zaun ganz“